

In Gottes Namen fahren wir!

180 Jahre seit der Auswanderung aus Steinbach nach Rußland

Von Heinrich Kuttler

Voraussetzungen für die Auswanderung

Im Frühsommer 1817 wurde in Steinbach der Schulmeister Johann Jacob Abele durch den Spezialsuperintendenten von Marbach und vom Dekan von Backnang visitiert. Im Visitationsbericht lesen wir unter anderem über Abele:

Besitzt nur mittelmäßige Schulgaben [...] Schullehrerkonferenzen besucht er selten aus Nachgiebigkeit gegen die Vorurteile, welche die Pietisten des Orts, zu denen auch er sich hält, gegen alles Neue solcher Art haben.

Die Gemeinde selbst gab ihm das Zeugnis: *Man habe keine Klage gegen ihn.*¹

Anlaß zur Klage gegen ihn hatte jedoch das Dekanatamt Backnang. Im Kirchenkonventsprotokoll mit dem Datum vom 7. November 1817 heißt es, daß der Schulmeister Jacob Abele von Steinbach bei dem letztgefeierten Reformationstages nicht an der Prozession, die er hätte anführen sollen, wie es ihm durch ein besonderes Ausschreiben ward aufgegeben worden, sich entzogen, sondern auch an diesem Festtage und während des Gottesdienstes selbst seine Erbauungstunde in Steinbach gehalten habe, daß aber derselbe wahrscheinlicherweise Veranlassung zu der irrigen, in der hiesigen Gegend ziemlich weit verbreiteten Meinung gegeben habe, das Reformationstages habe keinen anderen Zweck, als die Wiedereinführung des Katholizismus.²

Da der Schulmeister eine Entschuldigung dafür hatte, daß er das Ausschreiben nicht erhalten hatte, und abstritt, jemals die Meinung verbreitet zu haben, der Katholizismus werde wieder eingeführt, mußte man die Sache auf sich beruhen lassen. Nachdem man den Schulmeister schon einmal da hatte, fand man es nötig, dem Schulmeister die Verordnung über die Privaterbauungstunden einzuschärfen und beauftragte den Schultheißen, auf die strenge

*Beobachtung derselben Acht zu haben. Weitere Auflagen wurden gemacht: der Schultheiß solle zuweilen die Privatversammlungen visitieren und nicht leiden, daß fremde Personen darin auftreten. Weiter wird verlangt: Von allen Mitgliedern der Privatversammlungen in Steinbach ist eine genaue namentliche Liste zu verfertigen und dem Dekanatamt abzuliefern.*³

Was für eine Demütigung muß das für den Schulmeister gewesen sein, jetzt noch aufmerksamer als sonst vom Schultheißen beobachtet und beurteilt zu werden! Kein Wunder, daß er 1818 nach Kaltental zog.

Die Ereignisse in Steinbach werfen aber ein Licht auf die geistige und geistliche Situation, die damals im neuen Königreich Württemberg herrschte. In den Kirchen sah König Friedrich ein Staatsorgan, in den Geistlichen Staatsbeamte. Die Kirchen waren dem staatlichen Regiment völlig ausgeliefert. So wurde zum Beispiel 1809 in der evangelischen Kirche durch ein Gesetz eine neue Gottesdienstliturgie eingeführt, die zugleich auch als Gesetz verstanden werden mußte. Gottesdienstordnung als Kirchengesetz, das war für viele unannehmbar. Neben vielen Neuerungen war besonders anstößig, daß das Kirchenjahr nicht mehr mit dem ersten Advent begann, sondern dem Kalenderjahr angeglichen war und daß im Taufformular der Hinweis auf den Taufbefehl fehlte. Die Taufe mußte mit folgenden Sätzen eingeleitet werden: *Sie haben sich, von Gesinnungen eines christlichen Wohlwollens beseelt, hier versammelt, um dieses neugeborene Kind Gott, seinem Schöpfer, und Jesus, seinem Erlöser und Herrn, feierlich zu weihen. Die Handlung ist wichtig und ernsthaft, zu der sie sich jetzt anschicken.*⁴ Es blieb nicht aus, daß sich Teile der Pfarrerschaft und der Bevölkerung widersetzten, aber erst König Wilhelm I. erlaubte 1817 durch eine Verfügung, daß bei Taufen – jedoch nur bei diesen – in allen den einzelnen

¹ HStAS, Kirchenvisitationsprotokolle A 281 Bü 5.

² Evangelisches Dekanatamt Backnang, Kirchenkonventsprotokoll Bd. 331d.

³ Ebd.

⁴ Gerhard Schäfer: Große Hoffnungen – kleine Schritte, 1. Stuttgart 1989, S. 29

1. Verzicht des Rußland-Auswanderers jung Johannes Oppenländer, Bürger und Bauer zu Steinbach auf sein Bürgerrecht in Steinbach, der Text lautet:

Zu Nro. 20. Nro. 22. Ich jg. Johannes Oppenländer, Burger und Bauer zu Steinbach, Unterweissacher Stabs, und mit ihm ich Anna Dorothea, dessen Eheweib urkunden und bekennen hierdurch: Demnach wir uns entschlossen haben, nach erlangter allerhöchster Erlaubniß in das Kaiserlich Russische Caspian auszuwandern, also haben wir unser zu Steinbach gehabtes Burger Recht, so wie das Unterthanen Recht in dem Königreich Württemberg freywillig und wohlbedächtlich aufgesagt und gänzlich aufgegeben, thun auch solches nochmalen auf die verbindlichste Weise dergestalt, daß weder wir noch unsere mitauswandernde Kinder und weitere Nachkommen daran neimalen mehr zu keiner Zeit einige Ansprache zu machen haben sollen.

Auch gebe ich der Ehemann hiemit die Versicherung, daß ich innerhalb Jahresfrist nicht gegen König und Vaterland dienen wolle. Zu Urkund dessen haben wir nicht nur [der Rest des Textes nicht abgedruckt] hienach uns eigenhändig unterschrieben, sondern auch das Königlich Hochlöbliche OberAmt Baknang um Vordruckung dessen führenden OberAmts Sigills geziemend gebeten.

Gescherhen den 28./9. May 1818.

Sig. test

OberAmtmann zu

Baknang

Krauß

T. Renuncianten

Johannes Oppeder (!)

Dorothea Oppenländerin (!)

Fällen, wo es ausdrücklich von den Älteren gewünscht ist, die alte Frage: *Widersagt ihr dem Teufel und seinen Werken und Wesen?* möglich wäre, aber im übrigen auch bei diesem Akt eines der in der neuen Liturgie vorgeschriebenen Formularien gebraucht werden müsse.⁵

Kein Wunder, wenn besondere pietistische Gemeinschaftsbewegungen entstanden. So organisierte Johannes Kullen die pietistischen Gemeinschaftsgruppen auf der Schwäbischen Alb, der Bauer Michael Hahn sammelte eine Gruppe um sich, der Pfarrer von Haiterbach, Christian Gottlob Pregizer, sammelte separatistische fromme Kreise und lenkte sie in kirchliche Bahnen. Männer wie Pfarrer Christian Dann oder Pfarrer Ludwig Hofacker rüttelten die Menschen mit ihren ernsten Buß- und Erweckungspredigten auf und vertieften den Argwohn gegenüber der Kirche. Zudem erfüllte viele Menschen aufgrund ihrer Bibelstudien die Hoffnung, daß die baldige sichtbare Wiederkehr Jesu bevorstehe. Da diese von Palästina aus erfolgen sollte, wollten viele der Gläubigen Jesus entgegengehen. Nachdem nach der Hungerkatastrophe von 1815/16 das Auswanderungsverbot aus Württemberg aufgehoben wur-

de, hielt es Tausende nicht mehr in der Heimat. Auch aus Unterweissach machte sich eine Gruppe unter ihrem Führer Johann Leibbrand, der aus Schwaikheim stammte, auf den Weg ins gelobte Land.

Auswanderungsplanungen

In Steinbach dauerte es noch eine Weile, bis man sich entschloß, eine Auswanderung ins Auge zu fassen. Verlockend waren die Berichte in den Briefen schon, die von Ausgewanderten auch nach Steinbach kamen. Man las von der überaus freundlichen Aufnahme in Rußland, über die großzügigen Landverhältnisse, über die volle Gewissensfreiheit, die man angeboten bekam, und in der Person des Zaren Alexander I. sah man den „Adler vom Aufgang“ nach Jesaja 46,11 und den „Engel des Bundes“ nach Maleachi 3. Rußland galt bei vielen Frommen als „Arche Noah“.⁶ Außerdem war Alexander der Vetter und Schwager König Wilhelms von Württemberg.

Vereinbarungen zwischen Württemberg und Rußland regelten die Aus- und Einwanderung. So gab es eine königliche Verordnung, die gesetzliche *Bestimmung über die Auswanderung betreffend vom 15. 8. 1817*.⁷

⁵ Schäfer (wie Anm. 4), S. 38.

⁶ Bernd G. Längin: Die Rußlanddeutschen unter Doppeladler und Sowjetstern. Augsburg 1991, S. 27.

⁷ Georg Leibbrand: Ostwanderung, Akten über die Auswanderung der Württemberger. Leipzig 1940, S. 9.

Nach einem kurzen Vorspruch enthält die Verordnung 25 Artikel, unterteilt in 25 Paragraphen. Die ersten beiden seien hier aufgeführt:

§ 1 Jeder selbständige Staats-Bürger hat das Recht, aus dem Königreiche auszuwandern, so bald er dem vorgesetzten Beamten von seinem Vorsatze die Anzeige gemacht, seine Schulden und andere Obliegenheiten berichtet, und unter Verzichtleistung auf sein Bürger- und Untertanenrecht hinreichende Versicherung ausgestellt hat, daß er innerhalb Jahresfrist gegen König und Vaterland nicht dienen und eben so lange in Hinsicht auf die vor seinem Wegzuge erwachsenen Ansprüche vor den Gerichten des Königreichs verzichten wolle.

§ 2: Da bei den Eheleuten das Recht, den Wohnort zu verändern, dem Ehemann allein zukommt, so ist eine Ehefrau nie befugt, gegen den Willen des Ehemanns auszuwandern. Selbst mit Bewilligung desselben kann sie nicht ohne weiteres auswandern, es wäre denn, daß die Trennung nur temporär sein, und der Ehegatte die Absicht, der Ehefrau zu folgen, glaubhaft dartun würde.⁸

Weiter wird dann geregelt, wie mit Militärdienstpflichtigen umzugehen ist, mit Leuten, die Schulden haben oder sich familiären Verpflichtungen entziehen wollen. Man wollte auf alle Fälle verhindern, daß einer sich durch Auswanderung aus dem Staub machen konnte und die Konsequenzen, wie zum Beispiel die Versorgung unmündiger Kinder, dem Staat zur Last fallen würden.

Auch von Rußland wurde einiges gefordert. So galt seit einem Dekret von 1804, daß nur noch der kommen durfte, wer *gesund, schuldenfrei und verheiratet, ein Musterlandwirt oder ein Musterhandwerker* war.⁹

Den Ausreisewilligen aber versprach der Zar:

Glaubensfreiheit in allen Stücken, Befreiung von Abgaben für 10 Jahre, Erhebung der Grundsteuer für das Land erst nach zehn Jahren; Befreiung vom Militär- und Fronddienst,

Rückzahlung der von der Krone vorgestreckten Gelder. Allen Kolonisten wurde unentgeltlich Land verliehen, 60 bis 80 Desjatinen auf jede Familie. Vom Tage der Ankunft an der

Grenze begann die Auszahlung der Verpflegungsgelder. Diese betragen für Erwachsene 10 Kopeken, für Kinder 6. Am Ankunftsort wurden ebenfalls Gelder ausbezahlt, die aber zurückbezahlt werden mußten. Der Vorschuß insgesamt belief sich pro Familie auf 300 Rubel. Die gesamte Habe der Siedler durfte zollfrei eingeführt werden. Die Rückreise war nach Bezahlung der Schulden und einer dreimaligen Jahresgabe möglich. Es war gestattet, Fabriken anzulegen und allerlei Gewerbe zu betreiben. Die Gründung von Zünften und Gilden war erlaubt. Ungehorsamen und liederlichen Kolonisten drohte nach Bezahlung ihrer Schulden die Abschiebung nach Deutschland.¹⁰

Im Winter 1816/17 wurde die Möglichkeit zur Auswanderung auch in Grunbach, Reichenberg und Steinbach besprochen. Beim Auszug schloß sich dann noch eine vierte Gruppe aus Winnenden an. Im Mai 1818 konstituierten sich die Steinbacher und Reichenberger als „Kolonie“. Noch in der Heimat vereinbarten die Auswanderungswilligen, daß sie eine „Brüdergemeinde“ nach dem Vorbild der neuentstandenen Brüdergemeinde Korntal bilden wollten. Es sollte eine Gemeinde gebildet werden, die jedem Mitglied *Glückseligkeit im Geist und Beruhigung über alle irdischen Dinge gewährt*.¹¹ Der letzte Zweck der Gemeinde aber bestand darin, daß sie der Ort für die Vorbereitung auf das nahe Zukunftsreich Christi war.

Nach der Konstituierung der Gemeinde schickte man eine Abordnung an den russischen Gesandten, der in Stuttgart residierte. Der verwies die Abgeordneten nach Aachen, wo Zar Alexander gerade an einem Kongreß teilnahm. Sie drangen nicht bis zum Zaren vor, aber Großfürst Pawlowitsch versprach, nachdem er die Bittschrift und die mögliche Verfassung eingesehen hatte, dem Zaren das Gesuch der Abgeordneten wohlwollend zu unterbreiten. Ende 1818 kam dann auch die Erlaubnis zur Einwanderung nach Rußland.

In einer vom Oberamt Backnang ans Innenministerium gerichteten Liste vom 13. August 1817 finden sich die Ausreisewilligen und der Betrag ihrer Barschaft, mit der sie ausreisen wollten.¹²

⁸ Ebd., S. 10.

⁹ Heinz H. Becker: Die Auswanderung aus Württemberg nach Südrußland. Diss. Tübingen 1962. S. 10

¹⁰ Ebd., S. 10.

¹¹ Jakob Prinz: Die Kolonien der Brüdergemeinde. Moskva 1898, S. 18.

¹² StAL F 152/59d.

	Knabe(n)	Mädchen	Vermögen in Gulden
1. Johann Jacob Weller	1	1	600
2. Anna Dorothea Krauß			800+
3. Johann Georg Belz	1	3	1500
4. Jerg Johannes Oppenländer		4	1500
5. Johann Groß, Leinenweber			200
6. Jacob Friedrich Oppenländer	4	2	1500
7. Johann Matthias Layher	1	1	1000
8. Jacob Erlenbusch	2	1	4000
9. Gottlob Oppenländer	1	1	1000+
10. Johann Georg Ulmer	1	3	600+
11. Gottlob Suffel	1		0+
12. Johann Jacob Abele	6 Kinder		800+
13. Jacob Eckstein			50+
14. Georg Adam Ulmer	2 Kinder		50+
15. Alt Johann Oppenländer			1000
16. Johannes Föll, Bauer			2000
17. Georg Michael Stark	3	4	1500

Wie selbstverständlich, ohne Namensnennung, waren natürlich die Ehefrauen mit auf der Liste. Die mit einem + gekennzeichneten Personen reisten dann doch nicht mit, vielleicht bekamen auch manche angesichts der mangelnden Barschaft keine Einreisegenehmigung. Die Ausreisewilligen nannten sich jetzt auch eine „Harmonie“. Schulmeister Abele machte schließlich einen Rückzieher. Die Schulmeisterstelle in Kaltental war für ihn doch noch eine bessere Alternative. Zwischen dem 28. Mai und dem 8. Juni 1819 leisteten die Ausreisewilligen ihre Bürgerrechtsverzichtserklärung, vermutlich bekamen sie danach ihre Reisepässe. Aus dem Familienregister kann man ersehen, daß Familien dabei waren, die kleine Kinder dabei hatten, die nur wenige Monate alt waren.

Aus dem Familienregister geht auch hervor, daß die Zahl der Auswanderer noch größer war, als oben angegeben, und man erfährt noch etwas mehr über die Ausreisewilligen:¹³

1. Georg Adam Belz, Bauer, 46 J. und Eva Rosina geb. Brenner, 40 J. acht Kinder zwischen 20 und 1 J.
2. Johann Georg Belz
3. Jacob Bäuerle, led., 24 J.
4. Johann Georg Belz, Bauer, 44 J. und Rosina Barbara geb. Oppenländer, 39 J. vier Kinder 10 bis 15 J.
5. Jacob Friedrich Erlenbusch, Bauer, 45 J. und

Juliana Dorothea, 46 J. drei Kinder 16 bis 9 J.

6. Johann Föll, Bauer, 25 J. und Christina Magdalena geb. Layer, 20 J.

7. Johann Jacob Föll, Bauer, 30 J. und Elisabetha Catharina geb. Erlenbusch, 23 J., 1jähr. Kind

8. Johannes Groß, Weber, 36 J. und Anna Maria geb. Schlipf, 36 J.

9. Dorothea Krauter, 14 J.

10. Conrad Kurz, 16 J.

11. Johann Adam Kurz, 28 J. und Rosina Catharina geb. Gruber, 33 J.

12. Johann Georg Layer, Bauer, 45 J. und Maria geb. Stark, 62 J.

13. Johann Adam Layer, Bauer, 36 J. und Dorothea geb. Bäuerle, 36 J. drei Kinder 1 bis 7 J.

14. Johann Matthias Layer und Dorothea geb. Beck, (kehrten wieder zurück und wohnten dann in Maubach)

15. Johannes Oppenländer, 59 J. und Rosina Barbara geb. Schneider, 62 J.

16. Jakob Friedrich Oppenländer, Bauer, 50 J. und Anna Maria geb. Layer, 46 J., fünf Kinder, 10 bis 25 J.

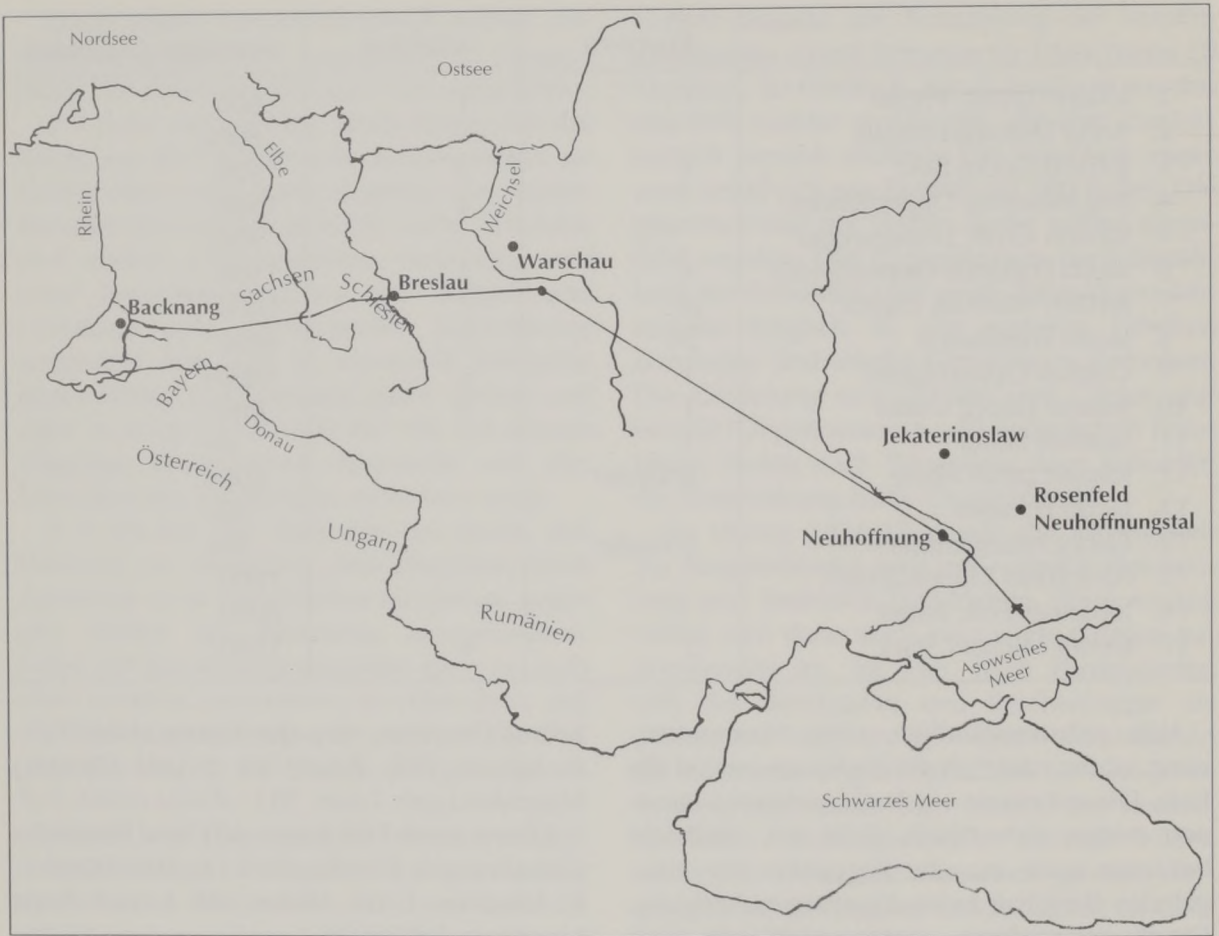
17. Johannes Oppenländer, Bauer, 34 J. und Anna Dorothea geb. Föll, 33J., vier Kinder 2 bis 8 J.

18. acht elternlose Kinder von Georg Starck, zwischen 1 bis 15 J.

19. Elisabetha Ulmer, ledig, 56 J.

20. Johann Georg Weller, Bauer, 27 J. und Rosina Barbara geb. Belz, ein Kind von 2 Jahren

¹³ Evangelisches Kirchenregisteramt Backnang, Familienbuch Steinbach I.



Reiseroute der Steinbacher Auswanderer nach Rußland in ihre neue Heimat.

Die Reise nach Rußland

Dann zog man los. Über den Verlauf der Reise und die ersten 70 Jahre in der neuen Heimat sind wir durch den Enkel eines Aussiedlers informiert, der die Erzählungen seines Großvaters aufgeschrieben und durch eigene Anschauung weitergeführt hat.¹⁴

Insgesamt 70 Personen brachen im Frühsommer 1819 aus Steinbach auf. Kleine, mit Leintuch überspannte Leiterwagen, von zwei Pferden gezogen, bargen den Hausrat und die unentbehrlichen alltäglichen Dinge. Die Reichenberger Kolonne zog voran, eine Tagereise später machte sich dann die Steinbacher Kolonne auf den Weg, dann die Grunbacher, und den Schluß bildete die Kolonne von Winenden. Über Göppingen, Geislingen ging es nach Bayern, von da aus nach Sachsen, Schlesien und Polen. Die Wagen waren nummeriert und mußten eine bestimmte Reihenfolge ein-

halten. Der Kolonnenführer begleitete den Zug zu Pferde und überwachte die Ordnung der Kolonne. Am Abend jedes Tages bildete man eine Wagenburg, und die Gemeinde versammelte sich nach dem Abendessen um ihren geistlichen Vorsteher, der eine Andacht hielt. Sonntags fanden außerdem noch besondere Erbauungsstunden statt.

In Warschau wurde eine längere Rast gehalten. Maßgebliche Leute dort versuchten sogar, die Reisenden zu bewegen, in Polen zu bleiben. Aber man wollte weiter, in den Kaukasus, genauer gesagt nach Grusien. Von Warschau aus ging es nach Jekaterinoslaw. Dort war die Oberverwaltung der ausländischen Kolonisation. Ohne Anstand bekam man die Einreiseerlaubnis und die Pässe. Doch bald gab es eine herbe Enttäuschung. In Schönwies, heute Saporoschje, erreichte die Aussiedler der Befehl des Zaren: Niemand durfte weiterzie-

¹⁴ Prinz (wie Anm. 11).

hen, am allerwenigsten nach Grusien. Doch die Reichenberger und Steinbacher ließen sich das nicht bieten. Zähe und langwierige Verhandlungen begannen, aber am 29. August 1819 machte der Vertreter des Zaren, General Insov, mit folgendem Schreiben an die Kolonnen dem Streit ein Ende:

Nachdem den von der Gemeinde abgeschickten Deputierten die Unmöglichkeit nach Grusien zu reisen erklärt und Euch freigestellt worden ist, eins von beiden zu wählen: Entweder nach Eurem Vaterlande zurückzukehren oder sich in den südlichen Provinzen Rußlands niederzulassen, wo schon viele deutsche Kolonien angesiedelt sind, haben Eure Deputierte es für die erste Pflicht wahrer Anhänger unseres Erlösers im Leben und Lehren angesehen, ihren Willen ganz auf den Willen des Allerhöchsten zu bauen und sich dem Gotterfüllten Herzen unseres gesegneten Kaisers in tiefem Gehorsam zu ergeben, denn Er, voll Christlicher Liebe, nimmt Euch als Söhne der Kirche Christi in seinem Schutz in Obhut: aus diesem Grunde haben Eure Deputierte den Wunsch geäußert, sich in den hiesigen Gegenden niederzulassen. Demzufolge haben sie den Befehl an die Choritzer und beiden Molotschnauer Gebietsämter erhalten, daß drei Kolonnen unter denselben einquartiert werden sollen, und zwar in jede eine, bis bequeme Plätze zu Eurer völligen Ansiedlung ausgesucht werden können. Ich hoffe, daß die ganze Gemeinde von einem Geiste beseelt zu dem König der Könige ausrufen wird: So geschehe Dein Wille.¹⁵

In dem katholischen Dorf Kostheim, in den beiden evangelischen Dörfern Reichenfeld und Weinau wurden die Auswandererkolonnen für drei Winter und zwei Sommer einquartiert.

Die neue Heimat

Endlich wurde im Mai 1822 den Auswanderern am Fließchen Berda, etwa 18 Werst (1 Werst = 1,067 km) vom Asowschen Meer entfernt, ein Siedlungsgebiet zugewiesen. Das Siedlungsgebiet war eine endlose Steppe und ein endloses Weidegebiet, kaum bewohnt. Grenzenlos, aber auch ohne Kultur, ein Land, auf dem vereinzelt Russen und Griechen, Armenier und Tataren, Juden und Zigeuner wohnten. Ungewohnt waren die ungezählten Moskito- und Heuschreckenschwärme, die wie

bräunliche Wolken am Himmel aufstiegen. Ungewohnt war das Klima: rauh durch die kalten Ostwinde und lange Winter, von November bis März, aber ohne Schnee.

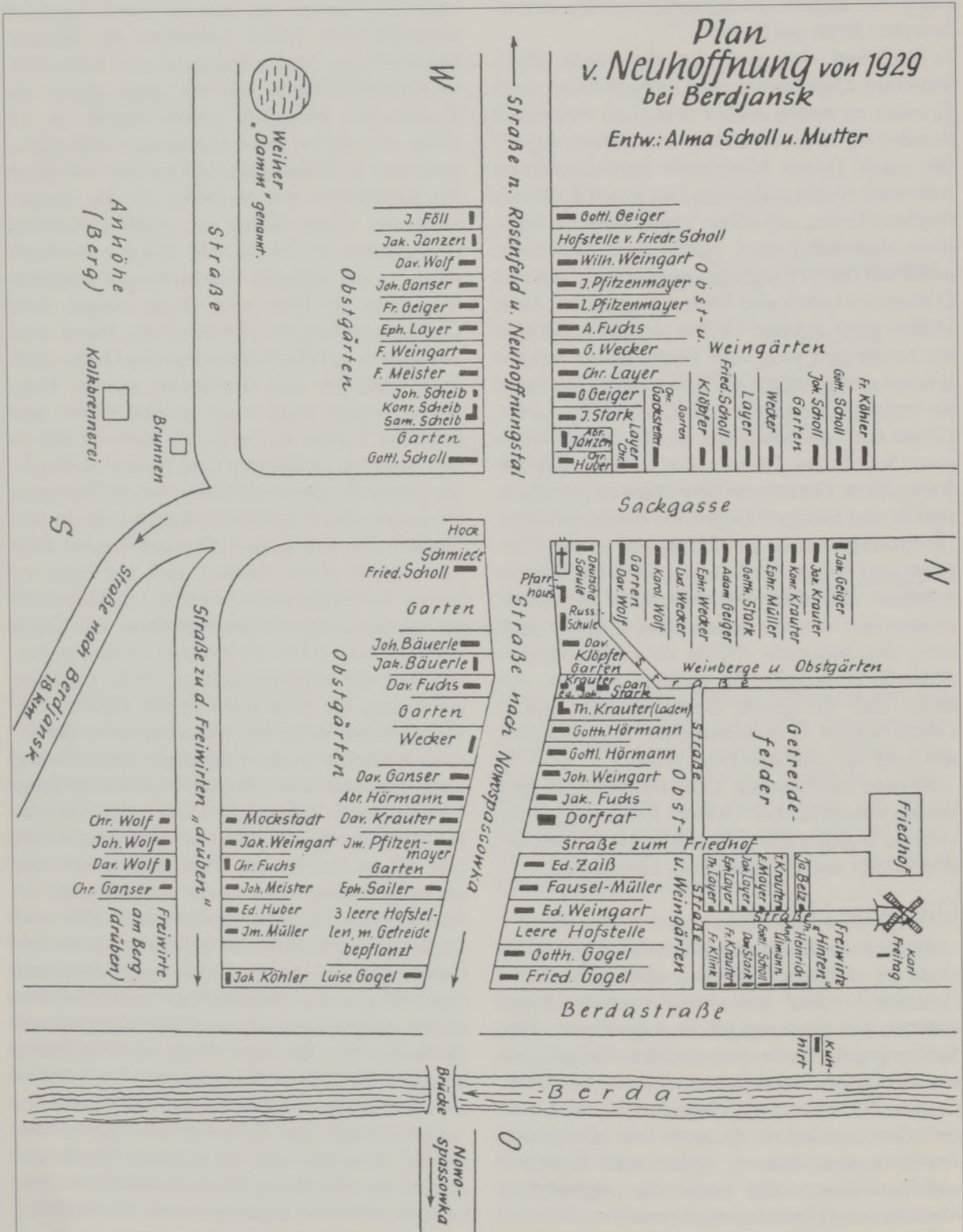
Der Brüdergemeinde wurden für 99 Familien oder 477 Seelen im ganzen 9400 ha Land zugeteilt. Die Dörfer bekamen die Namen: Neuhoffnung, Neuhoffnungstal und Rosenfeld. In Neuhoffnungstal, das vor allem durch die Grunbacher besiedelt wurde, waren es 25 Höfe, von denen jeder Hof etwa 70 bis 80 ha groß war. In Rosenfeld siedelten sich vor allem die Steinbacher mit 26 Höfen an; die Gemarkung des Ortes betrug ca. 1586 Desjatinen (1 Desjatine = 1,09 ha). Die Kolonie Neuhoffnung, in der sich die Reichenberger ansiedelten, hatte 50 Höfe und wurde wegen ihrer Größe auch Sitz des Gebietsamtes. Damit man wenigstens ein Dach über dem Kopf hatte, grub man Erdlöcher und überdeckte sie mit Gras. Leider beging man einen großen Fehler und grub die Löcher zu nahe am Fluß, so daß in den feuchten Erdlöchern bald Typhus ausbrach. Vor allem die Rosenfelder und Neuhoffnungstaler waren davon betroffen. Bald waren in den Löchern alle krank, und niemand konnte auch nur entfernt daran denken, sich ein Haus zu bauen. So mußte man zu allem Unglück noch im Winter in den Löchern bleiben. Ein Glück war, daß man schon im Juni 1822 daran gegangen war, die weltliche und geistliche Gemeindegemeinschaft, die man noch in der Heimat entworfen hatte, in die Tat umzusetzen. Die geistlichen Vorsteher in der Gemeinde Neuhoffnung waren: Johann Sailer (Sayler) aus Reichenberg, Erhard Wied, Christoph Prinz und Andreas Fuchs. In Rosenfeld ernannte man dazu Friedrich Oppenländer aus Steinbach, einen der reichsten Leute, und Jacob Schanbacher. In Neuhoffnungstal waren Johannes Strähle und Johann Georg Gamper die geistlichen Leiter der Gemeinde. In Neuhoffnung war Johannes Oppenländer aus Steinbach der weltliche Vorsteher, in Rosenfeld Johannes Föll, ebenfalls aus Steinbach. Um die Ansiedlung zu erleichtern, bekamen die Ansiedler insgesamt 17875 Rubel als unverzinsliches Darlehen auf zehn Jahre.

Die Anlage der Kolonien war genau bestimmt. Es wurde eine 40 m breite Straße angelegt, von der dann, noch einmal 20 m entfernt, die Hofstelle angelegt wurde. Sie war 80 m

¹⁵ Heimatbuch der Deutschen aus Rußland. Bearb. v. Karl Stumpp. Stuttgart 1957, S. 39.

breit und 160 m lang. Wohnung und Stall befanden sich unter einem Dach. Die Häuser waren aus Lehmziegeln, das Dach war mit Roggenstroh gedeckt. In zwei Jahren waren die

Kolonien mit gegenseitiger Hilfe aufgebaut, immer unter ständiger Gefahr räuberischer Banden, die es vor allem auf das Geld der Kolonisten abgesehen hatten. So wurde 1823



Ortsplan in Neuhoftung.

das Haus des geistlichen Vorstehers Sailer von maskierten Männern umzingelt, die Familie gefesselt und um 280 Golddukat und 1200 Rubel beraubt. Geld und Räuber waren nie mehr auffindbar.

Neu waren auch die rechtlichen Besitzverhältnisse. Das gesamte Land gehörte der Gemeinde, auch das Land der einzelnen „Wirtschaften“. Das Land war wohl in Erbpacht überlassen, aber das Land konnte nie veräußert werden und durfte nur von einem Besitzer verwaltet werden. Spätestens nach einer Generation gab es schon Landlose, denen man das Reserveland zuteilte. In späteren Jahren konnte man sich von den Tataren etwas Privatland dazukaufen, aber die sogenannten „Landlosen“ bildeten zunehmend ein soziales Problem. Durch die fehlende Binnenstruktur, die wenigen Städte und durch die übrige Bevölkerung, die mehr auf Tausch als auf Kauf eingestellt war, konnten nur wenige ein Handwerk ausüben, das eine Familie ernährte.

Über dem weltlichen Vorsteher oder „Schulzen“ stand der „Gebietsschulze“ in Neuhoftung. Er unterstand einem „Inspektor“, der vom „Fürsorgekomitee“ angestellt war. Später wurde das Fürsorgekomitee aufgelöst, und das Innenministerium war für die Kolonien verantwortlich.

Aus einer Liste kann man ersehen,¹⁶ wer nun tatsächlich von den Steinbachern in der neuen Heimat angekommen ist und sich ansiedeln konnte. In den Aufzeichnungen fehlen die Familien Groß, Kurz, Layer, Johannes Oppenländer sowie Jakob Bäuerle und Elisabetha Ulmer. Sie werden wohl alle zu denen gehören, die man unterwegs schon begraben mußte oder die an der genannten Typhusepidemie gestorben sind.

Grundsätzlich wartete man sehnsüchtig, wie alle Frommen in Deutschland, auf das Jahr 1836, in dem Jesus wiederkommen sollte. Somit war klar, daß man deshalb nur das Notwendigste anpflanzte und erwarb. Eine neue Heimat wollte man nur noch auf Zeit.

Schwierig war zudem die Art, wie man hier Bauer sein mußte. Zu Hause hatten manche nur ein paar Weinberge gehabt, manche waren nebenher auch Handwerker gewesen, die riesigen Flächen wollten aber irgendwie genützt

werden. Für das überschüssige Getreide fand man keine Abnehmer, und außer der Familie hatte man in den ersten Jahren auch keine Arbeitskräfte. So versuchte man sich in der Viehhaltung. Schaf- und Rinderzucht gelangen, und der Verkauf der Tiere wurde zur Haupteinkommensquelle der Bauern. Aus einem statistischen Bericht von 1825 ist zu ersehen:¹⁷

In den drei Gemeinden gab es 100 Familien mit insgesamt 525 Gemeindegliedern. Als Getreide baute man vorwiegend Winterroggen, Sommerweizen, Gerste und Hafer an. Das Heu ergab 2922 Haufen oder 1461 Fuder. Die Dorfbewohner waren reine Selbstversorger. Da zwölf Leinenweber in den Kolonien waren, wurden auch die Stoffe für die Kleider selbst gesponnen und gewebt. Als kleine Erinnerung an zu Hause legte man sich einen Obstgarten hinter oder vor dem Haus an. Immer wieder hatte man mit Dürrekatastrophen, Heuschreckenschwärmen, mit Überfällen und Verwüstungen zu kämpfen, die manche Rückschläge mit sich brachten, und man kam nur langsam zu einem gewissen Wohlstand. Die Aussaat, die bis zur Heuernte dauerte, die Schafschur im Frühjahr, die notwendigen Wolfsjagden und das große Schlachtfest im November waren die Höhepunkte des Jahres. Tanz und Spiel aber waren nicht erlaubt, der Gesang von Volksliedern, die man „Schelmenlieder“ nannte, wurde ungenügend gehört.

Nach Ablauf der zehn Freijahre mußten die Kolonien dann auch für die Instandhaltung der öffentlichen Straßen und Brücken und Dämme sorgen, Militäreinquartierungen gestatten und staatliche Transportfahrten leisten. Die Darlehen mußten inzwischen zurückgezahlt sein, für das Land wurde eine Grundsteuer verlangt. Die öffentlichen Gebäude wie Kirche, Schule und Rathaus, auch das Pfarrhaus, mußten auf eigene Kosten unterhalten, die Lehrer, später auch die Pfarrer und Bediensteten bei der Gemeinde von den Bewohnern der Kolonie bezahlt werden.

Pfarrer und Prediger

Man war ausgezogen, um der organisierten Kirche zu entkommen, mit ihr hatte man nur schlechte Erfahrungen gemacht, sowohl mit dem, was sie lehrte, als auch mit dem, wie sie

¹⁶ Karl Stumpp: Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland, Tübingen 1974, S. 939.

¹⁷ Hans Rempel: Sammlung Georg Leibbrand, Band 3: Deutsche Bauernleistung am Schwarzen Meer, Leipzig 1940, S. 21.

sich verhielt. Schrieb doch der Backnanger Dekan in seinem Bericht im Februar 1820 über das Dekanat Backnang an das damalige Konsistorium, daß man froh sei, die Ausreisewilligen loszuhaben, die nur einen bösen Samen hinterlassen haben, der aber Gott sei Dank nicht aufgegangen sei.¹⁸

Nach dem Vorbild der neuerrichteten Brüdergemeinde in Korntal wollte man in Rußland das geistliche und das alltägliche Leben organisieren. Noch in der Heimat hatte man den Bauern Johann Sailer aus Reichenberg als geistlichen Leiter berufen.¹⁹ Er war am 29. April 1774 in Reichenberg geboren und war mit Anna Maria geb. Hofsäß aus Waldrems verheiratet. Mit acht Kindern zwischen 8 und 18 Jahren zog die Familie nach Rußland. In der Heimat wird Sailer außer im Familienregister in keiner Quelle erwähnt.

In der neuen Heimat waren die kirchlichen Verhältnisse klar geregelt: Man nannte die drei Kolonien „Brüdergemeinde“, ein Kollegium aus geistlichen Vorstehern wurde für jedes Dorf gewählt. Der Vorsitzende, gewählt vom Kollegium, hatte das Recht, eine „freie Predigt“ zu halten und die Sakramente auszuteilen, während die anderen Kollegialmitglieder ihre Predigt aus einem Buch vorlesen mußten. Johann Sailer war der Vorsitzende des Kollegiums in Neuhoffnung und vertrat gegenüber der Behörde alle drei Gemeinden in geistlichen Angelegenheiten, ansonsten waren alle Prediger gleichberechtigt. Sailer wird als Mann geschildert, der *keine imponierenden Geistesgaben* hatte, aber durch seine *Pflichttreue und besonnene und anspruchslose Leutseligkeit* das allgemeine Zutrauen in den Kolonien gewann.²⁰

1826 kam Johann Konrad Heckel aus Murrhardt nach Neuhoffnung. Er war dort als Sohn eines Bäckers am 6. November 1802 geboren und hatte noch fünf Geschwister. Heckel bewarb sich dann am 17. Februar 1822 in Basel im Missionshaus, um Missionar zu werden. In seinem Bewerbungsschreiben²¹ teilt er mit, daß er mit 15 Jahren durch Vikar Rommel in Unterweissach zum Glauben gekommen sei.

Er schreibt nach Basel: *Herr Vikarius Rommel hielt alle Morgen von 7 bis 8 Uhr Versammlung, welche ich besuchen durfte und ich darf mit Recht sagen Er war das Werkzeug in der Hand Gottes, welches mich zum göttlichen Erben machte.* Wir erfahren aus seinem Bewerbungsschreiben, daß Heckel damals in Lipoldswailer bei einem Onkel war und das Bäckerhandwerk erlernte. Eigentlich hätte er nach dem Willen seiner Mutter auf das Lehrerseminar nach Esslingen gesollt, er habe sich aber nicht dazu entschließen können. Er habe aber in Esslingen bei seinem Bruder einen Basler Missionar kennengelernt und beschlossen, Missionar zu werden. Nachdem er einen Gönner gefunden hatte, der seine Ausbildungskosten übernehmen wollte, bewarb er sich ins Missionsseminar nach Basel. Sein Gesuch hinterließ einen günstigen Eindruck und Johann Christoph Blumhardt, damals Inspektor in Basel, schrieb unter das Gesuch: *Dieser Jüngling hat mir einen guten Eindruck gemacht, und ich glaube, daß etwas Gründliches in ihm vorgegangen ist.*²² Unter dem Datum vom 18. Juni 1825 gibt es jedoch von Heckel ein Schreiben an den Inspektor von Basel, aus dem hervorgeht, daß man Heckel ohne Abschluß entlassen habe.²³ Die Gründe lassen sich nur erschließen. Es scheint, daß Heckel den schulischen Anforderungen nicht gewachsen war. Er bemühte sich in diesem Schreiben sehr, die Entlassung als gottgewollt anzunehmen und betont auch sein Einverständnis mit der Entscheidung, hoffte aber immer noch, für den Missionsdienst verwendet zu werden. Im September 1825 bat er dann um eine genaue Entlassungsurkunde.²⁴ Wie Heckel dann nach Neuhoffnung kam, läßt sich nicht mehr ermitteln.

Die Gemeinde nahm einen Mann auf, der sich als ausgebildeter Theologe präsentierte, und mit Freuden wurde er in Rosenfeld und Neuhoffnungstal als Prediger angestellt. Anfangs waren die Leute auch sehr erbaut von ihm, vor allem die Frauen schwärmten von Heckel, dessen Predigten *süßer seien als Honig und Honigseim.*²⁵ Als er aber ein Mädchen aus

¹⁸ Evangelisches Dekanatamt Backnang, Kirchenkonventsprotokoll Bd. 331. d.

¹⁹ Evangelisches Pfarramt Oppenweiler, Familienbuch II.

²⁰ Prinz (wie Anm. 11)

²¹ Archiv Missionshaus Basel, Personalakte Heckel

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd.

²⁵ Prinz (wie Anm. 11), S. 62.

Neuhoffnungstal heiratete, begann sein Stern zu sinken. Heckel war nun einer von ihresgleichen geworden. Trotzdem führten er und Sailer zehn Jahre lang die Gemeinden, bis Gefahr aus den eigenen Reihen drohte.

Schon 1827 kam Streit auf. Drei Familien aus Neuhoffnung beschwerten sich beim Gebietsamt über die geistliche Organisation in den Gemeinden und wünschten einen ordinierten Prediger. Der Streit spitzte sich zu, und die drei Familien erklärten ihren Austritt aus der Gemeinde und ihren Übertritt zur lutherischen Kirche. Der Streit ging dann trotzdem weiter, bis das Fürsorgekomitee entschied, daß die Familien zur lutherischen Kirche übertreten dürften, dann aber Neuhoffnung verlassen mußten. Zwei Familien machten daraufhin wieder einen Rückzieher.

Neue Siedler und neue Geistliche

Am 22. Juli 1830 kamen weitere 14 Familien in Neuhoffnung an. Die Gemeinde trat ihnen ihr Reserveland ab, und es wurde daraufhin 1831 die Kolonie Neu-Stuttgart gegründet. Der Schulmeister Blank, aus Korntal kommend, und der Schreiner Ruoff stellten das bislang geübte geistliche Leben in Frage. Die Predigtbücher wurden einer strengen Zensur unterworfen, die Glaubensbekenntnisse der Kirche sollten übernommen werden, lutherische Predigtbücher Verwendung finden und eine strenge Teilung zwischen geistlichem und weltlichem Vorsteheramt stattfinden. Dabei wurde gleich noch klargestellt, daß der weltliche Vorsteher gegenüber dem Schulmeister kein Weisungsrecht hatte.

In Neuhoffnung fanden die Gedanken der beiden keinen Widerhall, aber in Neuhoffnungstal und in Rosenfeld, den Gemeinden, in denen Heckel wirkte, entstand ein erbitterter Streit um die „reine Lehre“, was aber nichts anderes war als ein Streit um die Person Heckels. Der Streit zog sich jahrelang hin, bis er durch einen lächerlichen Anlaß offen entbrannte. Einer der Kirchenvorsteher, ein heimlicher Anhänger der „neuen Lehre“ aus Neuhoffnungstal, predigte, als Heckel eine andere Gemeinde versorgen mußte, von der Kanzel aus eine „freie Predigt.“ Das war natürlich eine offene Demonstration gegen Heckel. Heckel weigerte sich daraufhin, die entweihte Kanzel

noch einmal zu betreten. Der Streit eskalierte. Heckel wurde gezwungen, seine Predigten ebenfalls aus einem Buch vorzulesen. Dieser Demütigung unterwarf sich Heckel nicht, und die Gemeinde spaltete sich in Anhänger und Gegner Heckels. Heckels Anhängerschaft war in der Minderheit, und man versammelte sich zum Gottesdienst in Heckels Haus. Zwei Jahre lang zog sich dieser Streit hin, bis klar war, daß der Schulmeister und der Schreiner nichts anderes wollten, als die „Brüdergemeinde“ zur lutherischen Kirche überzuführen. Um ein Haar hätte es an jenem Sonntagmorgen, als Sailer den Auftrag hatte, den Störenfrieden den Ausschluß aus der Gemeinde mitzuteilen, keinen Gottesdienst, sondern nur eine gehörige Schlägerei gegeben. Die zur lutherischen Kirche Übergetretenen, die in der Gemeinde wohnen bleiben durften, ließen aber keine Gelegenheit aus, sich über die „Brüdergemeinde“ und ihre Prediger bei den staatlichen Stellen zu beschweren. Doch die Regierung hielt zu ihrem einmal gegebenen Versprechen, daß die „Brüdergemeinde“ ihre Angelegenheiten selbst regeln durfte. Alle Anklagen der „Lutherischen“ erwiesen sich dann auch als haltlos. Trotz der Fürsprache hoher lutherischer Geistlicher für ihre neuen Gemeindeglieder blieb die Regierung bei ihrem einmal gegebenen Versprechen. Über acht Jahre währte der Streit, bei dem es letztendlich nur Verlierer gab; die Eintracht in den Dörfern war verschwunden.

Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, die innere Ordnung wieder herzustellen, waren die Neuhoffnungsbereiten, wieder einen Prediger anzustellen, auch als Ersatz für den doch älter werdenden Sailer, der inzwischen schon 73 Jahre alt war. Durch Vermittlung eines Missionars und Wilhelm Hofmanns, des Leiters der Brüdergemeinde in Korntal, gewann man den Pfarrgehilfen Eduard Hugo Otto Wüst, ebenfalls aus Murrhardt und wie Heckel Sohn eines Bäckers. Wüst wurde zur einflußreichsten und prägendsten Gestalt in der „Brüdergemeinde“.

Pfarrer Wüst

Als er als 27jähriger am 11. September 1845 in Neuhoffnung nach vierwöchiger Reise mit der Postkutsche ankam, hatte er schon ein bewegtes Leben hinter sich.²⁶ Wüst war am 23. Februar 1818 in Murrhardt als das Jüngste von

²⁶ Kröger, A. (sic): Pfarrer Eduard Wüst, der große Erweckungsprediger, Leipzig o. J., S. 47.



Pfarrer E. Wüst

fünf Geschwistern geboren. Der Vater war ein eifriger „Stundenbruder“, deshalb ist es nicht verwunderlich, daß das liebste Spielzeug des kleinen Eduard ein altes Gesangbuch war, das er mit sechs Jahren schon lesen konnte. Trotz des frühen Todes des Vaters sollte Eduard wie sein ältester Bruder Theologie studieren. In Stuttgart auf dem Gymnasium war er aber nicht mehr der gesangbuchlesende fromme Bub, sondern einer, der keine Prügelei ausließ und die Prüfung für einen Freiplatz im Tübinger Stift, die sogenannte Konkursprüfung, nicht schaffte. Zu Hause überlegte man ernsthaft, ihn einen anderen Beruf ergreifen zu lassen, aber man wäre nicht sparsamer Schwabe gewesen, wenn nicht die Mutter und die Geschwister das viele Geld gereut hätte, das man dann umsonst in den Eduard hineingesteckt hätte. Er sollte also trotzdem in Tübingen studieren. Nach zweieinhalb Jahren pausierte er für ein Jahr. Noch einmal überlegte man in der Familie, ob ein Berufswechsel angebracht wäre. Aber der ältere Bruder, inzwischen Pfarrer, versuchte, ihn auf die rechte Bahn zu bringen. Er nahm ihn in seinen Haushalt auf, Wüst vervollstän-

digte seine Studien, wollte noch einmal aufgeben, und noch einmal brachte es der Bruder mit Unterstützung eines anderen Pfarrers so weit, daß Wüst 1841 sein Universitätsexamen ablegte. In seinem Zeugnis vom 13. März 1841 steht dann auch:

a) Ist wegen Betrunkenheit, durch Beschluß des akademischen Rektoramts, am 16. Nov. 1839 mit 36stündigem Karzer bestraft.

b) Am 14. Jan. 1840 wegen unanständigen Aufführens gegen Polizeisoldaten mit 3mal 24stündigem Karzer bestraft.

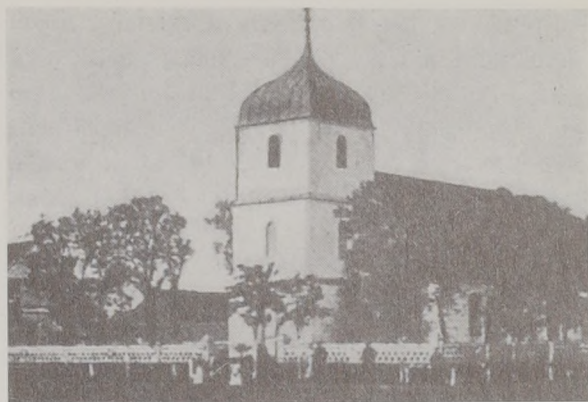
c) Am 21. April 1840 wegen Ungehorsams gegen die Weisungen der Polizei und wiederholtem Lärmens in den Straßen zu 8tägiger Karzerstrafe verurteilt worden.²⁷

Das Zeugnis ist von König Wilhelm I. unterschrieben. Wüst wurde dann Vikar in Neukirchen, einem Ort bei Bad Mergentheim. Wie verwandelt war er dort. Bald waren ihm alle in der Gemeinde zugetan und hatten zugleich großen Respekt vor dem, was Wüst vertrat. Der pflichteifrige Vikar schloß sich an pietistische Gruppen an und besuchte deren Erbauungsstunden. Die Gruppen legten großen Wert auf die persönliche Lebenshingabe an Jesus, forderten eine strenge Einhaltung der zehn Gebote und der Bergpredigt und ließen außer der Pflichterfüllung in der Arbeit und in den religiösen Übungen keine Lebensäußerung zu. In den ersten Tagen des Jahres 1844 erhielt Wüst die Aufforderung, am Erscheinungsfest in Rietenau als Pfarrgehilfe tätig zu werden. Wüsts Predigten waren Bußpredigten nach dem Vorbild von Ludwig Hofacker. Wüst erhielt in Rietenau einen so großen Zulauf, nicht nur aus Rietenau, sondern auch aus den umliegenden Ortschaften, daß die Kirche in Rietenau die Gottesdienstbesucher nicht faßte. Leitern wurden an die Außenwand gestellt, vor der Kirche standen die Menschen in Trauben. In Rietenau und Umgebung fühlten sich die streng pietistischen Gruppen von ihm vertreten. Anlässlich einer Hochzeit hielt er zum Beispiel eine Predigt *von der wahren Christenfreude und von der falschen Weltfreude*, wobei er sich auch gegen das Tanzen aussprach, und ganz öffentlich hielt er sich zur verachteten Pietistengemeinschaft. Der 82jährige Pfarrer von Rietenau und der Großaspacher Pfarrer versuchten bald, gegen Wüst ein Lehrzuchtverfahren anzustrengen und

²⁷ Landeskirchliches Archiv Stuttgart, A 27/3632.

bei den „Stundenbrüdern“ Mißtrauen gegen ihn zu wecken, auch das Dekanatamt in Backnang schaltete sich ein. Zuerst versuchte der Dekan, Wüst dazu zu bewegen, den Streit gütlich beizulegen, und mahnte den Vikar zur Zurückhaltung und peinlichen Einhaltung der Vorschriften. Nachdem sich die Gemüter aber nicht beruhigten, weder in Rietenau noch bei den Pfarrern, sollte Wüst entlassen werden. Mehrere Bittschriften, selbst an den König gerichtete Delegationen, einmal sogar von Frauen, ein Bittgang zur Königin bewirkten nichts. Wüst mußte Rietenau verlassen und erhielt das vom Dekanatamt und dem königlichen Oberamt gemeinsam ausgestellte königliche Verbot, Rietenau, Großaspach, Reichenberg, Backnang, Strümpfelbach, Oppenweiler und Maubach jemals wieder betreten zu dürfen. Trotz des Verbots kam Wüst noch mehrmals in die Gemeinden, zum Teil als Besucher von Beerdigungen, und wurde prompt dafür mit saftigen Geldstrafen belegt. Wüst wurde zum Reiseprediger. Pfarrer, ja Dekane luden ihn ein, in ihren Gemeinden Gottesdienste, Versammlungen und Bibelstunden abzuhalten. Die öffentliche Meinung über seine Person war sehr gespalten. Einerseits kamen sie zu Hunderten, um ihn zu hören, andererseits ließ die öffentliche Presse keinen guten Faden an ihm. So lesen wir in einer Pressenotiz in der Besigheimer Zeitung unter anderem *Einsender glaubt es selbst bald vollends, was Herr Wüst und Consorten predigen, daß es in der letzten Zeit sei, aber nicht um der Gründe und Zeichen willen, womit sie solches bewiesen, sondern darum, weil solche Leute solches überall predigen dürfen, d. h. weil noch im Jahr 1845 in diesem Württemberg solche Leute solchen Zulauf finden [...] Möge der Herr es bessern, aber bald.*²⁸

Da erhielt Wilhelm Hofmann in Korntal aus der „Brüdergemeinde“ aus Rußland ein Schreiben mit der Bitte, ihnen doch einen württembergischen Theologen zu schicken. Hoffmann wußte keinen geeigneteren als Wüst. Wüst konnte zu dem Ansinnen Hofmanns, ihn nach Rußland zu schicken, ein „Ja“ finden und bat den König, ihn für drei Jahre zu diesem Vorhaben zu beurlauben. Als dann Wüst später von Rußland aus über das Dekanatamt Backnang um seine endgültige Entlassung aus dem Kir-



Neuhoftung bei Berdjansk, Bethaus der separierten Gemeinde.

chendienst bat, unterstützte man von dort seinen Antrag, froh, ihn endgültig loszuhaben.

Gleich am ersten Sonntag nach seiner Ankunft hielt er in Neuhoftung seine erste Predigt. Die Kirche, mehr ein Betsaal, faßte die Zuhörer nicht, die aus den übrigen Dörfern zusammengeströmt waren.

Seine Antrittspredigt, eine Auslegung von verschiedenen Texten der Bibel, war charakteristisch für seine Glaubenseinstellung und für sein Anliegen, wie er Gemeinde führen und leiten wollte. Einige Sätze aus dieser Predigt können dies verdeutlichen:

*Wo finde ich das Zentrum, den Mittelpunkt der Heiligen Schrift, von dem ich eben jetzt in dieser wichtigen Stunde zu euch reden möchte. Den finde ich, gottlob auf jedem Blatt dieser heiligen Urkunde, Jesum Christum, den Gekreuzigten, meinen und euren Herrn und Heiland, den, der meine und eure Sünde gebüßt und getilgt, meinen und euren Frieden, Ruhe, Heil, Leben und Seligkeit. [...] In der Schule des Heiligen Geistes habe ich gelernt, daß der Mensch ohne lebendigen Glauben an Jesum Christum, den Gekreuzigten ewiglich verloren und verdammt ist. Und diesen Jesum werde ich euch predigen und verkündigen, den werde ich euch anpreisen und in Seiner blutigen Liebe, in seiner Fluch- und Martergestalt vor die Augen zu malen suchen als den Heiland der Sünder, wie ich Ihn erfahren, denn zu Reue und Bußtränen kann der Sünder nur unter dem Kreuz auf Golgatha gebracht werden.*²⁹

Soweit die Antrittspredigt von Pfarrer Wüst. Es ging ihm also um eine persönliche Herzens-

²⁸ Ebd.

²⁹ Kröger (wie Anm. 26), S. 42f.

frömmigkeit, die dann aber auch radikal mit dem brach, was die Welt an Freude und Lust zu bieten hatte. Klar war zum Beispiel, daß man auf Hochzeiten nicht mehr tanzte und höchstens noch ein Glas Wein gereicht wurde. Die „Bekehrten“ trafen sich in besonderen „Brüder- und Schwesternkreisen“. Die Abende der Woche waren genau geregelt mit Bibelstunden, Missionsversammlungen, Psalmenbetrachtungen, Kinderlehre und Chorproben. Geistliche Literatur waren außer der Bibel die Betrachtungsbücher und Liederbücher von Graf Ludwig von Zinzendorf, Philipp Spitta, Friedrich Hiller und Albert Knapp. Die Dörfer wurden in Mehrheit wieder vom württembergischen Pietismus geprägt. So gab es viele Jahre lang keine Straffälle, der Aberglaube des Hexenbanners verschwand, der aufkommende Alkoholismus wurde im Keim erstickt, die Häuser wurden mit gebrannten Ziegeln neu aufgebaut, die Kleidung wurde verbessert, und aus Württemberg holte man besonders ausgebildete und begabte Schulmeister, die den Blick unter anderem auch für die übrige deutsche Literatur öffneten, Musizierkreise bildeten und zum Klavier- und Harmoniumspiel in den Häusern anleiteten. So wurde das Bildungsniveau insgesamt bei den Mitgliedern der „Brüdergemeinde“ angehoben. „Sittliche Vergehen“ zwischen den jungen Leuten in der Gemeinde kamen kaum vor. Wurde aber jemand dabei erwischt, wurde er mit dem zeitweiligen Ausschluß aus der Gemeinde bestraft: Niemand durfte ihm mehr die Hand reichen, niemand mit ihm essen, und in der Kirche mußte er auf einer besonderen „Sünderbank“ sitzen. Nach abgeübter Reuezeit mußte der Betreffende vor versammelter Gemeinde kniend ein Bußgebet sprechen und öffentlich seine Schuld bereuen. Durch ein gemeinsam gesprochenes „Ja“ der Gemeinde war er dann wieder in die Gemeinde aufgenommen.

Neben aller Herzensfrömmigkeit war Wüst auch ein Mann der Tat: Zusammen mit anderen brachte er die Heuernte eines erkrankten Bauern ein. Nachdem in einem nahegelegenen Russendorf eine Seuche ausgebrochen war, konnten die Erkrankten nur noch Milch zu sich nehmen, die sie in der „Brüdergemeinde“ kauften. Als man dort ein gutes Geschäft witterte, verkaufte man die Milch zum doppelten Preis. Aber nicht lange. Als Wüst davon erfuhr, brachte er seine Leute dazu, die Milch höchstpersön-



Neuhoftung Berdjansk, Pfarrhaus.

lich in das Russendorf zu bringen und dort kostenfrei zu verteilen. Einmal hörte man von einer gebietsweisen Hungersnot in Württemberg. Da man helfen wollte, aber durch die weite Entfernung meinte, nicht helfen zu können, schlug Wüst kurzerhand vor, mit den Schulkindern die Ähren aufzulesen und das dafür erzielte Geld nach Württemberg zu schicken.

In Neuhoftung wurde dann 1850 und in Neuhoftungstal 1855 eine neue Kirche ohne Fremdmittel gebaut. Wüst war im heutigen Sinn ein Mann der Ökumene. Er wurde in den Mennonitengemeinden zu Festversammlungen eingeladen, er hatte zunehmend Freunde unter den lutherischen Pfarrern, selbst in den katholischen Dörfern genoß er großes Ansehen. Es gab bald weit und breit keine Gemeinde mehr, in der er nicht schon öffentlich gepredigt hatte. Einmal kam er durch ein katholisches Dorf, als ihm ein Brautzug begegnete. Als der Vater der Braut hörte, daß ihm hier Pfarrer Wüst gegenüberstand, bat der Vater Pfarrer Wüst um die Hochzeitspredigt, die ihm der katholische Pater auch willig abtrat. Die konfessionell geprägten Dörfer pflegten durch ihn einen lebhaften Austausch miteinander.

Aus heutiger Sicht konnte die Einigkeit und Einheit der Gemeinde nicht über Jahre hinaus bestehen. Schon Wüst legte dafür die Voraussetzung, wenn auch ungewollt. Wüsts Predigt und Kirchenzucht unterschied je länger je mehr „Bekehrte“ von den „Unbekehrten.“ Die „Unbekehrten“ waren aber nicht zum Heiligen Abendmahl zugelassen. Lange konnten die „Unbekehrten“ es nicht aushalten, Menschen zweiter Klasse zu sein, und schlossen sich deshalb der lutherischen Kirche an. Wieder war

die Gemeinde gespalten. Außerdem fühlte sich Heckel nach dem Kommen Wüsts in die Ecke gedrängt. Er zog sich 1844 auf seinen Hof als Bauer zurück. Als ihm aber der lutherische Pfarrer das Angebot machte, ihn zum Kirchenvorsteher zu machen, falls er und seine Anhänger zur lutherischen Kirche übertreten würden, gab es für Heckel kein Halten mehr.

Einschneidender jedoch war die Tatsache, daß eine Gruppe extrem religiöser Gemeindeglieder und solche, die Wüst aus weit entfernten Dörfern mitbetreute, Wüst beschuldigten, daß er zu sehr Wert auf die Taufe, auf das Abendmahl und die Konfirmation lege und sich außerdem vom lutherischen Konsistorium zu sehr unterdrücken lasse. Bei der Taufe zum Beispiel wurde argumentiert, den Kindern gehöre sowieso das Himmelreich und deshalb könne man Taufe und Paten abschaffen. Wüst wurde beschuldigt, daß er die evangelische Freiheit verraten habe, und man nannte Wüsts vertretene Glaubensrichtung ein *steifes Pharisäertum*, *scheinheilige Gerechtigkeitsbrüder* und ein *totes Kirchenwesen*. Wie immer gab es genügend Anhänger der neuen Richtung, die man die „Munteren“ nannte. Schmerzlich für Wüst war, daß es unter den „Munteren“ auch ehemals engste Freunde gab. Alle Bemühungen um eine gütliche Verständigung scheiterten am Widerstand der neuen Bewegung. Bald jedoch wurde deutlich, daß die neue Richtung mit ihrer „Freiheit“ auch eine sexuelle und moralische Freizügigkeit verband. Die „Munteren“ trennten sich innerhalb der Brüdergemeinde, und es gab jetzt im Dorfverband eine dritte Gruppe, die natürlich alle ihre geistlichen Rechte verlor. Später mußten diese Familien sogar aussiedeln.

Zunehmend regte sich auch der Neid. Neidvoll sahen die lutherischen Pfarrer, welchen Zulauf Wüst hatte. So predigte Wüst auf eine Einladung lutherischer Pfarrer bei einer lutherischen Missionsversammlung, zu der aus 20 Dörfern etwa 5000 Menschen kamen. Willkommener Anlaß, gegen Wüst einzuschreiten, waren Klagen der lutherischen Familien in der Brüdergemeinde an das Konsistorium. Auch ein Unruhestifter und Raufbold namens Jörgenadam, der wegen seiner tätlichen Streitereien mit dem Vorsteher des Ortes aus der Gemeinde ausgeschlossen wurde, fand bei den lutheri-

schen Pfarrern und den Kirchenoberen offene Ohren. Man ging gegen Wüst vor, Wahrheit und Lüge vermischten sich, und man betrieb die Ausweisung Wüsts aus Rußland. Erst in der höchsten Instanz beim Ministerium des Inneren widerfuhr Wüst, gegen den Einspruch des evangelischen Bischofs, Gerechtigkeit. Die massiven Anschuldigungen erwiesen sich als haltlos, es wurde Wüst nur untersagt, in fremden Kirchspielen zu predigen, ansonsten behielten er und die Brüdergemeinde ihre rechtliche und geistliche Selbständigkeit. Auch das war noch für Wüst ein hartes Urteil, denn ohne Einladung des verantwortlichen Geistlichen trat Wüst in fremden Kirchspielen nie öffentlich auf.

Um so erstaunlicher ist es, zu hören, daß Wüst durch eine aufrüttelnde Predigt seine Gemeindeglieder dazu brachte, im Krimkrieg 1854–1856 unentgeltlich die Zivilbevölkerung der Stadt Berdjansk, die von den Engländern schwer beschossen wurde und etwa 20 km von den Kolonien entfernt war, in die Kolonien zu bringen. Auf der breiten Hauptstraße wurden Zelte und einfache Hütten errichtet, so daß die Flüchtlinge einen ganzen Winter in den Dörfern verbringen konnten. Die Häuser selbst wurden allmählich zu Lazaretten, in denen 5000 Verwundete gepflegt wurden. Leider brachten die Soldaten auch die Typhuseuche mit, so daß nicht nur die zu Pflegenden, sondern auch die Pflegenden und ihre Angehörigen starben.

Es ist aber nicht verwunderlich, daß Eduard Wüst durch das Verhalten seiner ehemaligen Gemeindeglieder bis ins Mark getroffen war. Im Herbst 1858 wurde er kränklich und starb am 13. Juli 1859. Er war mit einer Stuttgarterin verheiratet und kinderlos. Noch auf dem Sterbebett hatte Wüst es seinen Getreuen ans Herz gelegt, wieder einen württembergischen Pfarrer in die Brüdergemeinde zu berufen.

Integration in die russische Umwelt – ja oder nein?

Durch die Vermittlung des württembergischen Prälaten Kapf wurde auch bald ein neuer Pfarrer gefunden, es war der Pfarrverweser aus Grab, Gottlob Jonathan Bentel,³⁰ geboren 1832 in Ludwigsburg und ebenfalls Sohn eines Bäckers. Der Ruf nach Rußland kam Bentel

³⁰ Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 27/187.

sehr gelegen, endlich mußte das Konsistorium in seine Heirat einwilligen, die ihm seither unter Hinweis auf seinen unständigen Dienst verweigert worden war. Der Dekan von Backnang, der keine Möglichkeit ausließ, die Eheschließung zu hintertreiben, unterstützte jetzt Bentels Absichten. Bentel schrieb ein Gesuch um Beurlaubung ans Konsistorium am 19. 11. 1859 mit den Worten: *so glaubt der Unterzeichnete einen Ruf von Oben zu erblicken.*³¹ Er wurde für sechs Jahre beurlaubt und konnte im März 1860 ausreisen. Im Mai 1860 kam er dann mit seiner jungen Frau in Neuhoffnung an. Bentel legte eindeutig klar, daß für ihn die Bibel die einzige Richtschnur seiner Lehre und seines Lebens sei, aber es stellte sich heraus, daß man trotz allem verschiedener Meinung war. Die Brüdergemeinde, durch die „Munteren“ und „Lutherischen“ zutiefst verunsichert, hielt ängstlich an den alten Formularen, Gottesdienstordnungen und Auslegungen fest und unterdrückte jeden neuen Gedanken. Kein Wunder, daß Bentel nach drei Jahren seinen Dienst wieder aufgab und mit der Begründung, sein *württembergisches Untertanenrecht nicht zu verlieren*,³² wieder in die alte Heimat zurückkehrte, nachdem er zuvor noch mit seiner Frau und seinem Kind eine Reise in den Orient unternommen hatte. Bevor er eine ständige Stelle bekam, war er dann noch Pfarrverweser in Geißelhardt im Dekanat Öhringen.

Inzwischen veränderten sich auch die Kolonien. 1832 hatten 125 Familien Landbesitz, 1841 hatte man schon 12, 1857 28 und 1866 schon 140 landlose Familien, obwohl die Höfe von der Gemeinde schon einmal geteilt, manchmal schon geviertelt waren. Trotzdem mußten auch die sogenannten „Landlosen“ ihre Abgaben und Steuern an die Gemeinde und an den Staat entrichten. Da nach der Zahl der Familienangehörigen bezahlt werden mußte, hatte mancher „Landlose“ mehr Steuern zu entrichten als ein Hofbauer. Mitspracherecht in Gemeindeangelegenheiten und Wahlrecht waren den „Landlosen“ aber verwehrt. In den sechziger Jahren spitzte sich das Problem zu einer akuten Krise zu. Nach langem Hin und Her entschied die Regierung, daß das Reserveland, auf dem die Gebietsschäuferei betrieben worden war, unter die „Landlosen“ aufgeteilt wurde. So erhielten

1866 140 landlose Familien je 13 ha. Gegenüber der Ansiedlung 44 Jahre zuvor war das reichlich wenig. Dann aber kam ein unerwarteter Umstand den Landlosen zu Hilfe: Die Tataren verließen das Land und siedelten in der Türkei. Russen und Bulgaren besiedelten das Land. Was aber diesen beiden zustand, nahmen die Deutschen auch in Anspruch.

1864 siedelten 15 Familien der „Munteren“, die sich entsetzt von der Zügellosigkeit der auswärts Lebenden abgewendet hatten und in der Brüdergemeinde nur noch geduldet waren, in die Krim aus. Sie nannten ihr Dorf Schönbrunn, es waren die Gebildetsten in der Brüdergemeinde. Die Schule war, nach dem Zeugnis der russischen Regierung, die beste auf der Krim, man hatte bald einen Gesangverein, ein Gemeinde-Streichorchester, und in jedem Haus konnten die Familienmitglieder mindestens ein Instrument spielen.

Beinahe 50 Jahre nach der Ansiedlung wurde 1867 in Neuhoffnung auf Bitte der Gemeinde die Schule mit ihrem Lehrangebot erweitert. Die Brüdergemeinde wollte das Fach Russisch einführen. Die russische Regierung war über diese Bitte sehr erfreut und stellte das Lehrergehalt und die Kosten für die Lehrmittel zur Verfügung. So wurde in der Brüdergemeinde und in ihren Tochterkolonien das Fach Russisch eingeführt, ehe es 20 Jahre später zum Pflichtfach wurde.

Die Einführung der russischen Sprache war ziemlich weitblickend, denn jetzt konnten die Kolonistenkinder nicht nur das deutsche Gymnasium in Petersburg besuchen, sondern auch Zentralschulen, Seminare, Gymnasien und die Universität, in denen Russisch zumindest die Umgangssprache war. Als 1874 die Deutschen auch zum Militärdienst eingezogen wurden, konnten sie sich mit ihren russischen Kameraden unterhalten. Die Integration der Deutschen in Rußland kam so ein Stück weit voran. Andererseits hielt das Stadtleben viele Kolonisten ab, ihre Söhne auf eine höhere Schule zu schicken, weil sie fürchteten, ihre Kinder würden dadurch in „Sodom und Gomorrha“ landen.

Die Entwicklung in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts

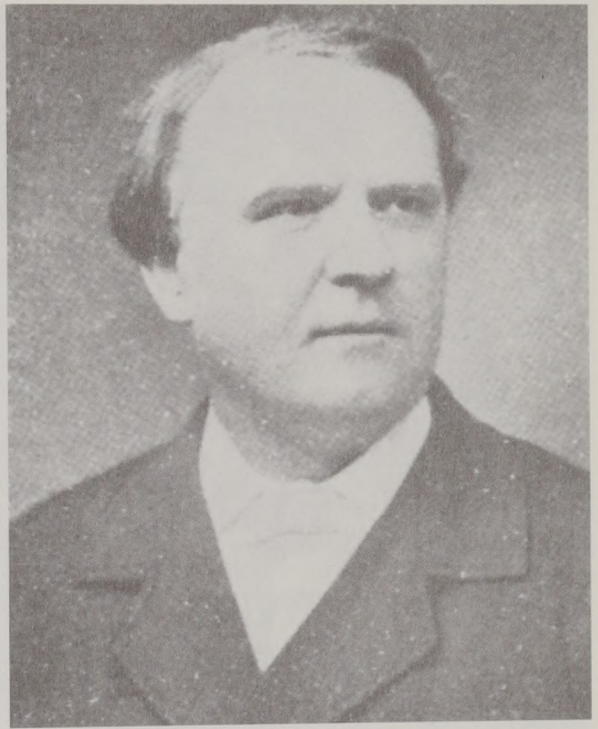
Nachdem Pfarrer Bentel seinen Dienst in der Brüdergemeinde aufgegeben hatte, versuchte

³¹ Landeskirchliches Archiv Stuttgart (wie Anm. 30).

³² Landeskirchliches Archiv Stuttgart (wie Anm. 31).

man, die geistliche Leitung wieder durch Laien zu besetzen. Doch bald kam in Neu-Hoffnungstal, in Rosenfeld und in Neu-Stuttgart der Wunsch auf, wieder einen Pfarrer zu haben. Man wandte sich deshalb ans lutherische Konsistorium nach Petersburg mit der Bitte, eine lutherische Pfarrstelle mit Einschluß der Lutheraner von Nogaisk und Berdjansk zu errichten. Gleichzeitig sollte der Versuch gemacht werden, die Brüdergemeinde in die lutherische Kirche einzugliedern. Die Brüdergemeinde knüpfte an den Vorschlag der Kirchenleitung die Bedingung, daß die aus der Brüdergemeinde übergetretenen Lutheraner wieder in die Gemeinde zurückkehrten und daß ihre Selbständigkeit unter dem Schutz der Kirche bestehen bleiben sollte. Die Kirchenleitung wies solche Forderungen zurück und lehnte weitere Verhandlungen ab. Die Kolonie Neu-Hoffnung blieb als Brüdergemeinde bestehen. Sie versorgte sich geistlich lange Zeit aus ihren eigenen Reihen.

In Neu-Stuttgart wurde ein lutherisches Pastorat eingerichtet. 1867 kam dann als erster Pfarrer Ludwig Zeller, der von 1867 bis 1874 Pastor in der neuerrichteten Gemeinde war. Zwischen ihm und den „Separatisten“, wie man die Angehörigen der Brüdergemeinde nannte, kam es nach anfänglichen Annäherungsversuchen zu einem unerquicklichen Streit zuerst wegen der Gottesdienste in den Bethäusern und Kirchen. Der Pastor bestand darauf, daß die Gottesdienste nicht parallel abgehalten werden durften, ja die „Separatisten“, die es natürlich auch noch in Neu-Hoffnungstal, Rosenfeld und Neu-Stuttgart gab, sollten gezwungen werden, ihr neuerrichtetes Bethaus in Neu-Hoffnungstal wieder vollständig abzutragen. In letzter Minute wurde das aber von der Regierung verhindert. Der Nachfolger von Pastor Zeller war Wilhelm Heine. Er war zuerst als Missionar in Deutschland ausgebildet worden, hauptsächlich durch Geldspenden der Brüdergemeinde. Als er 1875 aus gesundheitlichen Gründen aus dem Missionsdienst ausscheiden mußte, wurde er in der Brüdergemeinde mit offenen Armen empfangen. Die Enttäuschung war aber nicht klein, als Heine dann das Pastorat in Neu-Stuttgart übernahm. Er wollte wohl auch der geistliche Leiter der Angehörigen der Brüdergemeinde sein, betreute sie auch nach ihrer Gewohnheit, letztendlich waren sie somit aber lutherisch geworden.



Pfarrer Wilhelm Heine, Neu-Stuttgart bei Berdjansk.

1872 siedelte man aus Neu-Hoffnung noch einmal aus und gründete unweit von Schönbrunn den Ort Schönfeld. 1875 kam es zu einer weiteren Aussiedlung. Man kaufte eine Kolonie namens Annenfeld der Mennonitengemeinde ab, weil diese geschlossen nach Amerika auswandern wollte. Weitere Kolonien Gründungen folgten und auch neue Aussiedlungen aus neuen Ansiedlungen. Gleichzeitig mit der Aussiedlung nach Westen erfolgte ebenso eine nach Osten, in das sogenannte „Donische Gebiet.“ Zwischen 1867 und 1897 wurden von den Bewohnern der vier Mutterkolonien über 60 000 ha Land erworben, auf denen 20 neue Kolonien entstanden.

Der Zar bricht alte Zusagen: Das Ende der rechtlichen Sonderstellung der Deutschen

Ab 1874 wurden zunehmend alle bisher geltenden Privilegien aufgehoben. Erstaunlicherweise waren einem Bericht zufolge aus dem Jahre 1898 die Kolonisten nicht unglücklich darüber, weil sie die zunehmende Isolation spürten, die sie vom russischen Volk und von Rußland überhaupt trennte. Man wollte Deutscher sein, aber von ganzem Herzen in Rußland als neuer Heimat leben. Man fühlte rus-



Schulklasse in Neuhoﬀnungstal bei Berdjansk, 1924.

sich und wollte noch ein besserer russischer Untertan sein als die Russen selbst. Die gute Nachbarschaft, die zum Beispiel die Brüdergemeinde mit den Bewohnern der russischen Dörfer hatte, war laut jenem Bericht in 70 Jahren nie ernsthaft gefährdet. Wer würde nicht verstehen, daß man gerne ein Volk sein wollte? In dem Bericht von 1898 lesen wir unter anderem: *Verspätet sich eine durchziehende Karawane oder wird von einem Unwetter überfallen, so fährt er [der Anführer der russischen Karawane] ohne weiteres auf den Hof eines bekannten Kolonisten und findet für Menschen und Vieh ein gastfreundliches Unterkommen. Im Winter liegen oft lange Reihen durchziehender Bauern auf der Stubendiele des Kolonisten. Mit derselben Gastfreundschaft wird der Kolonist von den Russen aufgenommen, wenn er durch ihre Dörfer kommt.*³³

Diese Aussage ist selten und hängt vielleicht auch damit zusammen, daß der Schreiber dieser Sätze sein Buch in Rußland drucken und in den Kolonien verbreiten ließ. Insgesamt wur-

den nämlich die neuen Gesetze, Verordnungen und Äußerungen über die Aufhebung der Privilegien mit sehr gemischten Gefühlen bei den Deutschen aufgenommen, vor allem in den Kolonien, weniger in den Städten. Es ist kein Wunder, daß ab 1874 Deutsche aus Rußland nach den Vereinigten Staaten oder nach Brasilien und Argentinien auswanderten. 1920 wurden allein in den USA 300 000 Rußlanddeutsche gezählt. Zunehmend wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts feierlich zugesicherte Versprechungen aufgehoben: die Eigenverwaltung wurde abgeschafft, die Orte bekamen auch einen russischen Ortsnamen, und 1891 wurde die russische Sprache Unterrichtssprache an allen deutschen Schulen. Deutsch wurde zur Fremdsprache, nur in den Kirchen durfte noch Deutsch gepredigt, gesungen und gebetet werden. Von Deutschland selbst war keine Hilfe zu erwarten. Bismarcks Aussage war eindeutig, daß *wer sein Vaterland verläßt, nicht verlangen darf, daß es Anstrengungen mache, ihn zu beschützen.*³⁴ Rußlands Deut-

³³ Prinz (wie Anm. 11), S. 148.

³⁴ Längin (wie Anm. 6), S. 31.

sche verloren damit zunehmend ihre Bindung an Deutschland, nicht dagegen zur Sprache, zum Brauchtum und zur Religion, bzw. zu ihrer Konfession. In einem Bericht aus dem Jahr 1909 heißt es dann: *In der Folge haben viele Separatisten in diesen Kolonien sich der Kirche angeschlossen, und heute finden sie sich im Kirchspiel gar nicht mehr. Die Kolonie Neuhoﬀnung, die ursprünglich auch zum Kirchspiel gehören sollte, ist durchweg separatistisch.*³⁵

Erster Weltkrieg, Sowjetherrschaft und Ende der deutschen Kolonien

Weitere Pfarrer im Kirchspiel waren Georg Rath von 1894–1905 und Nicolai Deringer 1907–1918. Als 1914 der 1. Weltkrieg ausbrach, wurden die Deutschen zu Feinden des Reichs erklärt. Die Männer wurden dennoch zu den Soldaten eingezogen, und mehrheitlich an die Front geschickt. Sie durften nicht mehr in die Militärschulen aufgenommen und wurden nicht mehr zum Offizier befördert. 1915 eroberten Deutsche die Festung Przemysl. Daraufhin kam es zum „Moskauer Aufstand“, bei dem Deutsche erschlagen und etwa 700 deutsche Geschäftshäuser und Fabriken demoliert wurden oder in Flammen aufgingen. Die russische Regierung erließ außerdem eine Verordnung, daß 150 km von der deutschen Grenze entfernt keine deutschen Ansiedlungen mehr bestehen dürften. Die ersten Zwangsdeportationen begannen. Trotzdem wurde in den Gottesdiensten für den Sieg der russischen Heere gebetet, und das russische Rote Kreuz erhielt von den Kolonien ungeheure freiwillige Zahlungen und Naturalieferungen. Als aber dann die Deutschen 1918 die Ukraine besetzten, baten die Deutschen aus Rußland die Deutsche Reichsregierung in Berlin, die Kolonien in Rußland unter die deutsche Verwaltung zu nehmen. Gleichzeitig wurden Zahlungen an das Reich geleistet. Das Ende des Krieges machte dann diese Wünsche zunichte. Durch die Oktoberrevolution trat für die Deutschen eine gewisse Erleichterung ein. Doch der Bürgerkrieg zwischen den „Weißen“ und den „Roten“, sowie räuberische Banden und marodierende Wege-

lagerer ließen die Jahre 1918 bis 1921 zum Alptraum werden. Dörfer wurden niedergebrannt und Menschen niedergemetzelt. Seuchen und eine große Hungersnot rafften noch einmal Tausende weg. Eine geplante Hundertjahrfeier in den vier „Schwabendörfern“ mußte ausfallen. Noch einmal galt es, neu anzufangen. Für die nächsten fünf Jahre trat für die Kolonien eine Erleichterung ein. Der Sowjetstaat hatte es sich zum Programm gemacht, gerade die Minderheiten Rußlands besonders zu fördern und zu unterstützen, deshalb funktionierte Schule und Kirche noch einigermaßen. Von 1919–1922 war Eduard Luft Pastor des Kirchspiels,³⁶ dann Simon Kludt von 1923–1928,³⁷ der letzte Pastor der Gemeinden war Karl Krentz von 1929–1933.³⁸ Mit dem Weggang von Pfarrer Krentz war die Gemeinde ihrer geistlichen Führung beraubt. Auch die Neuhoﬀnung hatten noch einen angestellten Pastor, David Weigum, von 1903–1905,³⁹ ab 1908–1923 war Simon Kludt ihr Prediger, der von 1923 an Pfarrer der lutherischen Gemeinden war. Schon 1918 beschloß der Kirchenrat der Brüdergemeinde in Neuhoﬀnung, das Gemeindesiegel in „Evangelisch-lutherische Brüdergemeinde“ zu ändern. Es blieb nicht aus, daß sich dadurch die Gemeinde spaltete. Die Anhänger der alten Brüdergemeinde ließen sich von einem Prediger auf der Krim versorgen.

1928 begann nun die erste große „Säuberungsaktion“ bei allen Deutschen in Rußland. Die wohlhabenderen Bauern wurden zu „Kulaken“, „Volksschädlingen“ diskriminiert, die grundlos verhaftet wurden und zum Teil Jahre in Arbeitslagern oder Gefängnissen zubrachten. Die Kirchen wurden geschlossen, die Pfarrer über Nacht deportiert. Von 1930 an bis 1939 erfolgten die gnadenlosen „Säuberungen“. Vor allem auf die Männer hatte man es abgesehen. In den Dörfern gab es bald keine Männer mehr zwischen 16 und 65 Jahren. Ärzte, Lehrer, Juristen, Pfarrer und andere Akademiker verschwanden und wurden entweder gleich erschossen, verhungerten oder kamen in den Arbeitslagern um. So geschah das auch mit den Pfarrern, die in der „Brüdergemeinde“ und in den anderen Kolonien tätig waren.

³⁵ Die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Rußland. Petersburg 1909, S. 325.

³⁶ Joseph Schurr: Die Kirchen und das religiöse Leben, Evangelischer Teil, 2. Stuttgart 1978, S. 157.

³⁷ Ebd., S.150.

³⁸ Ebd., S. 153.

³⁹ Ebd., S.179.

Rath war 1931 als Propst erschossen worden,⁴⁰ Luft wurde 1934 verhaftet und ist seither verschollen, Kludt wurde 1933 verhaftet und verhungerte 1935 im Gefängnis, Krentz wurde 1934 verhaftet und ist in einem Steinbruch bei Tomsk ums Leben gekommen, nur noch zwei Lehrer, Helene Kirschstein und David Kurz, durften bleiben, bis 1941 die allgemeine Deportation begann.

Spätestens 1941 wurde ein Teil der Bevölkerung der Dörfer von Berdjansk aus mit dem Schiff in den Kaukasus transportiert, die wenigen, die zurückbleiben durften, traten mit der Deutschen Wehrmacht den Weg ins Deutsche Reich an. Von diesem Augenblick an hatten die Kolonien Neuhoffnung, Neuhoffnungstal, Rosenfeld und Neu-Stuttgart aufgehört zu existieren.

Rückkehr: 180 Jahre unterwegs

Es war im Herbst 1995, als mich eine Anfrage erreichte, in den Kirchenbüchern nach

einem Auswanderer mit Namen „Belz“ zu schauen. Der Fragende war auf der Suche nach seinen Ahnen. Er selbst wohnte mit seiner Familie bis 1978 in der Sowjetunion. Seine Familie gehörte zu den Kolonisten, die sich eine neue Heimat in einer der Tochterkolonien suchen mußten. Flucht, Tod, Raub, Mord und nirgendwo lange gelitten waren das Schicksal der Familie von 1918 an. In einem eindrucksvollen und lebendig geschilderten Lebensbericht erzählt der Vater jenes Fragenden vom Leidensweg der Familie, bis sie endlich 1978 im Lager Friedland in der Bundesrepublik Deutschland ankamen. Er schließt seinen Bericht mit sehr persönlichen Worten ab. Unter anderem sagt er: „Ich freue mich, hier zu leben. Und ich danke all denen, die sich für uns eingesetzt haben, als es uns schlecht gegangen ist.“⁴¹

Für ihn hat sich der Kreis geschlossen. Auch er gehört zu den Steinbachern, für die gilt: 180 Jahre unterwegs.

⁴⁰ Ebd., S. 164.

⁴¹ Peter Belz: Das Leben in der Sowjetunion und die Heimkehr nach Deutschland. Skript, privat.